



BACKSTEIN – ZUR KULTURELLEN DIMENSION EINES BAUSTOFFES

PODIUMSDISKUSSION BEIM 18. BACKSTEINBAUKUNST-KONGRESS

Zum zweiten Mal nach der Premiere im vergangenen Jahr stand auf dem 18. Backsteinbaukunst-Kongress eine Podiumsdiskussion auf dem Programm. Das erwies sich als ein ergänzendes Format zu den Fachvorträgen mit thematischer Vertiefung, aber auch Klärung von Grundsatzfragen zum Kulturstatus der Backsteinbaukunst. Auf dem Podium diskutierten (v. l.):

Dr. Ramona Dornbusch

(Landesamt für Kultur und Denkmalpflege M-V)

Dr. Ulrike Wendland

(Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, Berlin)

Prof. Dr. Ojārs Spāriņis

(Akademie der Künste Lettlands, Riga)

Dr.-Ing. Tobias Arera-Rütenik

(Friedrich-Otto-Universität Bamberg)

Dr. Steffen Skudelny

(Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Bonn)

Moderation: **Prof. Dr. hc. Wilfried Wang**



Prof. Dr. Wilfried Wang: Welche kulturelle Dimension hat dieser Baustoff? Was bedeutet Kultur heute überhaupt noch? Viele denken, dass es so etwas ist, was in der öffentlichen Verwaltung unter „ferner liefen“ erscheint und was in den Medien auf den vorletzten Seiten, vielleicht im Feuilleton, untergebracht wird. Aber es ist eigentlich das Wesentliche, was uns zusammenhält. Kultur ist die Idee, dass eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft, durch gemeinsame Werte eine Verbindung findet.

Die Frage ist: Welche Werte sind das? Diese sind für jede Gemeinschaft, für jede Gesellschaft andere. Aber es sind eben Dinge, die wir gemeinsam teilen, die Menschen teilen, die unterschiedliche Gruppen teilen und die deswegen jeweils eine Identität stiften. Und diese Identität wird auch durch Bauwerke gestiftet.

Ich bringe es einfach mal kurz mit dem Kongress in Zusammenhang: Warum ist Backstein, warum sind Ziegel ein Sinnbild für Kultur schlechthin? Weil sie durch eine scheinbare Einfachheit und Wiederholbarkeit, durch ihre elementare Beschaffenheit, eine Textur und Struktur, tatsächlich ein Netzwerk bilden, welches nicht nur ein Bauwerk, sondern auch als Sinnbild eine Gemeinschaft zusammenhält.

Steht man in einer Kirche wie in St. Georgen und sieht, dass Menschen ein Material angewandt haben, um ein komplexes räumliches System zu errichten und zusammenzuhalten, dann ist das tatsächlich etwas, was eine Gemeinschaft versinnbildlichend zusammenhält.

Aus diesem Grund ist es relativ einfach, nicht nur die baukulturelle, sondern eben die kulturelle Dimension dieses Materials zu verstehen.

Lassen sie uns also mit der Diskussion beginnen. Wir wollen versuchen, auf gewisse Werte zu sprechen kommen.

Im ersten, inhaltlich sehr reichhaltigen Vortrag von Herrn Dr. Potgeter haben wir erkannt, wie

die Verliebtheit der Kollegen Leo von Klenze und Karl Friedrich Schinkel in römische Vorläufer sie zur Suche angestiftet haben, auf ihre Weise eine Präzision in der Verarbeitung von Ziegeln herzustellen. Warum diese Präzision? Warum diese bündige, geschlossene Oberfläche, die scheinbar keine Fugen hat? Was hat das zu bedeuten? Diese glatte Oberfläche muss natürlich auch mit dem Baukörper zusammen betrachtet werden. Es ist nicht nur die Frage der Beschaffenheit der Oberfläche, sondern wie die Oberfläche letztlich den Baukörper insgesamt zusammenbindet. Es ist eine Frage des Verständnisses einer positiven Homogenität und wie eine Ordnung hergestellt wird. Jedes Bauwerk versucht von sich aus, eine Einheit darzustellen. Und diese Einheit wird von Ära zu Ära unterschiedlich definiert.

Nehmen wir als Beispiel das Chilehaus von Fritz Höger. Die Fassade besteht aus Ziegelsteinen, sie ist aber in ihrer offenen und sehr geometrisch artikulierten Oberfläche nicht an einer homogenen Oberfläche interessiert, sondern an einer stacheligen Struktur. Da bewegt sich das Gebäude weg von der Errungenschaft, alles gleichförmig zu gestalten, was durch die Industrialisierung ermöglicht wurde. Heute fällt uns das auf die Füße. Plattenbauten oder Bürobauten sehen langweilig aus, weil die Oberflächen nicht artikuliert und die einzelnen Teile identisch sind.

Wegen dieser negativen Homogenität entstand auch schon während der Phase der Industrialisierung der Wunsch nach dem Malerischen, nach dem Organischen, nach der Oberflächenvielfalt, nach dem Einsatz farblicher Unterschiede in den eingebauten Ziegelsteinen.

So wird verständlich, dass es einen Pendelschwung von der frühen Industrialisierung über die Nachkriegsarchitektur bis heute gibt, bei dem einerseits in der Frühphase der Industrialisierung ein Drang zur positiven Homogenität existierte, der sich aber heute zu einem Drang hin zu einer Vielfalt, einer reichhaltigen Oberflächenstruktur, einer organischen Ordnung entwickelt hat.

Wir haben also einerseits die gestalterischen, ästhetischen Vorlieben der Architekten, die auf eine logische Weise mit der Industrialisierung zusammengeführt werden und in einer langweiligen Architektur münden. Und auf der anderen Seite erkennen wir den Wunsch – nicht nur bei den Architekten, sondern auch in der Öffentlichkeit – zu einer Rückkehr zu einer malerischen, zu

einer nicht absolut symmetrischen Ordnung – das heißt, zu einer Abkehr von der neoklassizistischen Syntax. All das ist in den heutigen Vorträgen klar geworden, bis hin zu dem Beispiel des *House of One*.

Ich würde gerne die Kollegen und Kolleginnen bitten, aus ihrer Sicht darzulegen, wie sie das Material Backstein mit kulturellen Werten verbinden. Welche Werte sehen Sie in dem Material ausgedrückt? Vielleicht versuchen wir herauszuschälen, ob es so etwas wie eine immanente Logik des Materials gibt. Welche Bedeutung hat der Einsatz von Backsteinen, welche kulturellen Werte werden darin ausgedrückt? Oder ist es von Gebäude zu Gebäude, von Ära zu Ära, von Architekt zu Architekt unterschiedlich?



Dr. Ulrike Wendland: Insbesondere an den englischen Beispielen von Mr Andrews ist es mir noch einmal deutlich geworden, was gerade dieses Material für eine von Ihnen eben schon skizzierte Bedeutung hat, aber nicht nur das Material, sondern auch die damit verbundene und dafür notwendige Bautechnik. Ich würde jetzt sogar einmal den Begriff verwenden, den man sonst bei Welterbe-Begründungen benutzt: *Beweis für die menschliche Schöpferkraft*. Denn ich muss ja beim Bauen mit Backstein ganz, ganz viel vom Anfang bis zum Versetzen und Vermörteln schon vorab geklärt haben. Ich muss mein Grundmaß festgelegt haben. Ich muss die Brenntechnik, die Lieferlogistik, auch die zeitlichen Abläufe in den Griff kriegen, dass immer genug Material auf der Baustelle ist, wenn ich weitermachen will. Das muss man beim Werkstein auch, aber beim Werkstein ist es ja nur die Beschaffung vom Steinbruch zur Baustelle und das Zurichten. Beim Backstein muss ich auch noch das Holz und den Brennofen und die Menschen, die die Öfen bedienen, im Griff haben.

Ich muss mich beim Entwurf schon vorab über die Verbindung von Mörtel und Stein informieren, weil das ja für die Maße sehr entscheidend ist. Ich muss mich zu Kern und Hülle entscheiden. Ich muss modular bauen – aber das ist eben auch diese unglaubliche Vielfalt.

Mich hat besonders dieses Wiederverwenden berührt. Das ist ja nicht das erste Mal, aber das Wiederverwenden dieser Tégolä, also dieser flachen Ziegel in diesen englischen Bauten, ist beeindruckend. Als wäre es der Versuch, etwas wiederzuentdecken, von dem man im Moment vergessen hat, wie es geht. Ich kann zwar noch versetzen, aber ich kann offenbar in der Zeit nicht diese Materialbeschaffung, Materialzurichtung und den Brennvorgang nachbilden. Das steht für mich fast symbolisch. Ich glaube, das ist vielleicht auch das, was wir übertragen können. Das ist ja ein Material, das von der Antike bis heute durchläuft, teilweise nur in der Wiederverwendung; und eines, was für alles geht – vom Abwasserkanal bis zum Palast. Auch das haben wir uns heute noch einmal vor Augen geführt. Das kann monolithisch wirken, aber auch filigran. Ich glaube, da ist ganz viel Konstruktions- und Baukultur drin – neben der ästhetischen Kultur natürlich sowieso. Das ist verdichtetes menschliches Können in diesem Material und in seiner Verwendung.



Prof. Dr. Ojārs Spārtis: Unsere Kollegin hat wirklich sehr gut die Materialität beschrieben. Es ist gut, dass wir mit unseren Tagungen versuchen, zu den Wurzeln der Backsteinbaukunst zu kommen und auch die Wurzeln anderer Kulturen zu erkennen. Denn wenn wir unsere europäischen Kulturdenkmäler betrachten und versuchen einzuordnen, welche Form, welches Ornament, welche Konstruktion die Ziegelbauten haben und welche Lehren und Botschaften

sie beinhalten, so stehen wir vor einer schönen akademischen Aufgabe.

Um auf diesem Kongress einen Beitrag zu leisten, plante ich eine Reise nach Pakistan. Es hat mir sehr wehgetan sie abzusagen, weil Mohenjo Daro sechs bis sieben Monate überschwemmt war.

Mohenjo Daro ist eine der ältesten urbanen Strukturen der Welt. Mohenjo Daro ist eine Backsteinkultur 2500 Jahre vor Christi, als Europa den Backstein noch gar nicht kannte. Und da müssen wir auch bedenken, was in diesen alten Kulturen an Verständnis vorhanden war von Materialität, eine bestimmte Weise von abstraktem Denken – einem Denken, einen Findling oder einen Balken nicht nur für einen höhlenartigen Bau zu verwenden –, es ist vielmehr der technologische Anfang eines abstrakten Denkens, eines konstruktiven Denkens. Ja, wir wissen, dass Mohenjo Daro nicht mehr als Konstruktion existiert. Es gibt nur noch Fundamente und einige Überreste der Wände; wir können auch nicht von Dachform oder von Zierformat-Formen sprechen. Aber das ist es, was uns wahrscheinlich die Kulturen verstehen lässt, die schon 3000 Jahre vor Christi die Porzellanformel entdeckt haben, wie in China. Porzellan – das sind Brenntechnik, Inhaltsstoffe, Brenntemperatur. Das ist schon ein ganz hohes wissenschaftliches, technologisches Niveau, das wir später implementiert haben – in Bautechnologien, wenn wir Bausteine wie Lego-Klötzchen hergestellt oder verwendet haben. Und deshalb auch dieses Fundament, wir können die Entwicklung jeder Kultur, europäischer Kultur, englischer Kultur, baltischer Kultur, deutscher, französischer oder muslimischer Kultur, betrachten und auch genießen – alle diese schönen Schmuckformen oder dekorativen Formen, die uns ästhetisch so begeistern.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Vielen Dank. Ich würde jetzt gerne von der Technik, von der Technologie, vom Material zu den Werten zu kommen.

Dr.-Ing. Tobias Arera-Rütenik: Wir sehen jetzt erstmal die Produkte – also den Bau an sich – und versuchen zu beschreiben, was dieser Bau für uns an Ästhetik ausdrückt. Sie haben beispielsweise von der Ordnung gesprochen. Frau Dr. Wendland hat schon einen ganz interessanten Aspekt eingebracht, nämlich das Formen und Fügen, also den Prozess des Schaffens an sich.



Auch damit spiegeln Backsteinbauten Organisationsformen vergangener Gesellschaften wider. Meines Erachtens ist eine Kulturlandschaft oder ein Kulturraum eben das Zusammenkommen von naturräumlichen Bedingungen und von sozialen Organisationsformen, die schließlich an der Backsteinarchitektur sichtbar werden. Hier waren eben keine Steinmetze am Werk, sondern hier sind es die Ziegler und Maurer, die das Know-how hatten, solche Bauten zu errichten. Und Herr Kühn hat es gerade in seinem Vortrag zum *House of One* gesagt: In diesem Projekt müssen sich heute Planer und Handwerker das Mauern massiver Backsteinkonstruktionen, z. B. backsteingerechte Verlegemuster von Licht- und Luftschächten in einer durchgemauerten Wand, wieder ganz neu erschließen. Das ist ganz ähnlich, wie das von Frau Wendland hervorgehobene Beispiel in England im Frühmittelalter. Sie hat auch noch die Vielfalt der jenseits der Baustelle liegenden Organisationsformen und Fertigkeiten erwähnt – dazu gehören das Tonstechen, die Beschaffung des Brennmaterials, das Brennen der Grünlinge mit der richtigen Temperatur, und schließlich hängen daran auch noch komplexe Lieferketten. Es zeigt sich also, dass wir aus dem Kulturgut Backstein bis heute lernen können.

Und was wir daraus meiner Meinung nach im Allgemeinen lernen können, ist vor allem die Vielfalt der hier auf dem Kongress immer wieder gezeigten, ganz unterschiedlichen Herangehensweisen mit ein und demselben Modul, in ganz unterschiedlichen Kulturräumen, durch ebenso diverse Organisationsformen. Der Wert dieser Vielfalt ist eben genau das Gegenteil von dem, was Sie, Herr Wang, eingangs als homogenes, industrielles Bauen bezeichnet haben. Ich denke, was wir aktuell konkret daraus lernen können, ist vor allem die Resilienz dieser kulturlandschaftlich, regional verankerten Vielfalt – im Gegensatz zur internationalen industriellen Homogenität.

Ein kleiner Hinweis am Rande: Wenn wir Wang Shus Bau in Ningbo betrachten, wo eben die Wiederverwendung von Backstein als Speicher von Kulturwissen auch wirklich am Außenbau sichtbar wird, scheinen mir auch die ästhetischen Werte dieser Vielfalt wieder zeitgemäß.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Es ist sehr interessant, dass Sie Wang Shu erwähnen. Ich hatte vor ein paar Monaten die Gelegenheit, in China einige Werke von Wang Shu anzuschauen. Und die sind beeindruckend. In diesem Zusammenhang würde ich gerne noch einmal daran erinnern, dass wir versuchen, auch über die kulturellen Werte von Backstein zu sprechen – wie Wang Shu interessanterweise die chinesische Geschichte reflektiert, ohne sie wörtlich zu zitieren. Das ist eine beachtliche Leistung in der Architektur von Wang Shu.



Dr. Steffen Skudelny: Ja, ich kann vielleicht zu den vielen, sehr nachvollziehbaren Aspekten, die genannt wurden, noch einen ergänzen – das ist für mich die Perspektive der Bevölkerung und des normalen Rezipienten. Also: Wie kann ich einen Wert entschlüsseln? Ich muss ihn verstehen, ich muss Wissen dazu haben. Das ist etwas, was mir, wenn ich das mal so sagen darf, in Deutschland immer sehr stark auffällt: Das Wissen um die kunst- und bauhistorischen Dinge ist doch relativ wenig verbreitet. Es ist eine sehr, sehr schmale Schicht der Gesellschaft, die sich dafür interessiert. Und wie diese Werte damit auch aufgeschlossen sind. Damit unterscheide ich jetzt zwischen einer vertrauten Bauweise – ich sehe Ziegel, aha, das ist meine Heimat, ich kenne Ziegel, ich weiß, was das ist –, hin zu dem, was wir hier im Kongress immer wieder sehen, die sehr genaue Betrachtung von einzelnen Epochen, von sehr spezifischen Macharten, von

künstlerischen Leistungen. Das sehen wir als Aufgabe, die wir uns als eine bürgerlich getragene Stiftung sehr stark stellen. Wir versuchen, immer wieder Hinweise zu geben – auf Besonderheiten, auf Merkpunkte, an denen man sich festhalten kann, zum Beispiel auch in der Ziegelarchitektur.

Ich möchte einen zweiten Aspekt ergänzen – auch wenn Sie gern vom Material weg wollen, was ich verstehe. Früher war Ziegelproduktion eine regionale Angelegenheit, und jeder wusste, wie das geht. Das war ganz normal. In jedem Ort gab es eine Grube und einen Ofen und es wurden eben Ziegel hergestellt. An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass wir nur noch wenige Ziegeleien haben, die Manufaktur-Ziegel herstellen. Glindow kämpft ums Überleben. Und wenn ich mir als Denkmalpfleger vorstelle, wie herausfordernd es ist, auch an solch einem Bauwerk einen passenden Ziegel nachzuarbeiten, nachzubrennen, dann erfüllt mich das mit tiefer Sorge.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Ich möchte gar nicht unbedingt weg vom Material, denn das Material ist unser zentrales Betrachtungsobjekt.

Das ist interessant, wenn Sie sagen, es existiert in der allgemeinen Bevölkerung wenig Kenntnis um die Geschichte, vielleicht um das Material. Aber die Bauwerke an sich sind ja ausdrucksstark und klar, dass jeder, der in ein Kirchenschiff wie dieses kommt, sieht: Ja, das ist ein Ziegel. Und: Aha, das geht ja weiter. Es gibt also Architektur, die erläutert sich selbst. Sie ist immanent verständlich. Und das ist das Interessante an Ziegelbauten dieser Art und dieser Qualität. Man braucht kein Lehrbuch, man braucht keine Anweisung. Man geht einfach hinein und man versteht das Bauwerk sofort. Dafür braucht man kein Vorwissen. Denn durch einfaches Betrachten der Wirklichkeit nimmt man Dinge wahr. Und das ist es, was ein Bauwerk wie Sankt Georgen von verkleideten, verputzten Bauten unterscheidet.

Und das war es, was John Ruskin und andere im späten 19. Jahrhundert motivierte, darüber nachzudenken, woraus unsere Bauten bestehen sollten. Denn mit der Trennung von Außenhaut und Substanz, die schon seit Jahrtausenden existiert, wird Tür und Tor für alle Möglichkeiten des Dekorativen geöffnet. Damit verlassen wir aber die Sphäre der Substanz und betreten die Welt der unendlichen Möglichkeiten. An diesem

Punkt verlieren wir die Öffentlichkeit, was das Verständnis für Architektur betrifft.



Dr. Ramona Dornbusch: Genau, vielen Dank für die Stichworte, die Sie bis hierher gegeben haben. Ich vertrete die Denkmalpflege und habe zum einen die Substanz im Blick und wie mit ihr umgegangen werden kann; zum anderen denke ich natürlich auch immer die immaterielle Dimension mit. Ich würde die Diskussion daher gern um den Begriff der Interkulturalität erweitern wollen. Sie haben ja gerade die Situation beschrieben, dass die Öffentlichkeit an Bauwerken, wie beispielsweise die St.-Georgen-Kirche zu Wismar, die Anmut und Erhabenheit der Ziegelarchitektur wahrnehmen kann. Ich bin mir manchmal nicht sicher, ob wir diese Kulturzeugnisse nicht als selbstverständlich annehmen, und würde gern den Blick darauf lenken, dass bestimmte Dinge, wie zum Beispiel die traditionellen Herstellungstechniken, auch irgendwann verloren gehen können. Herr Skudely sprach gerade die Glindower Ziegelei in Brandenburg an. Sie ist eine der wenigen Manufakturen, die noch nach traditioneller Technik Ziegel herstellt. Im Coronajahr 2021 ist der Absatz sehr stark eingebrochen, sodass der Betrieb ums Überleben kämpfen musste. Da müssen wir uns die Frage stellen, welchen Beitrag wir leisten können, die traditionellen Handwerks- und Herstellungsprozesse aktiv weiter am Leben zu erhalten. Das von Herrn Kühn vorgestellte Beispiel *House of One*, das vollständig aus Ziegeln in zeitgenössischer Architektursprache hergestellt werden soll, hat ja sehr schön gezeigt, dass das Bauen mit Ziegeln generell nicht hinterfragt wird, erst recht nicht vor dem Hintergrund des Nachhaltigkeitsgedankens. Aber die Ziegel, mit denen wir heute bauen, unterscheiden sich von den mittelalterlichen Ziegeln maßgeblich. Die Herstellungs-

technik hat sich hierzulande seit dem Mittelalter bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht wesentlich verändert. Erst danach wurde das Handwerk allmählich durch die Industrialisierung ökonomischer und ertragreicher gestaltet. Ich beziehe das vor allem auf die immateriellen Werte, die dem Prozess des Ziegelherstellens innewohnen. Ich denke, dass wir diesen Aspekt, gerade angesichts des diesjährigen Tagungsschwerpunktes, der die kulturelle Dimension des Baustoffs in den Blick nimmt, stärker beleuchten sollten.

Dazu sollten wir in die entsprechenden Verzeichnisse schauen. Frau Dr. Wendland hatte ja bereits die Welterbeliste der UNESCO genannt; ich meine aber die Verzeichnisse, die sich mit immateriellen Kulturgütern befassen. Das ist vor allem das Internationale Verzeichnis für Immaterielles Kulturerbe bzw. das Bundesdeutsche Verzeichnis. Anders als die traditionellen Handwerkstechniken, wie die Zubereitung und Anwendung von traditionellem Kalkmörtel, der Mühlenbau oder die Kirchenmalerei, ist die Ziegelherstellung nicht in das Bundesweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes und das Register Guter Praxisbeispiele in Deutschland eingetragen, und meines Wissens auch nicht in das weltweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes. Das mag verschiedene Ursachen haben. Herr Dr. Potgeter hat uns in seinem Vortrag zu den Anfängen des gebrannten Ziegels in die Antike versetzt. Die Geschichte der Ziegelherstellung ist ebenso alt wie die Geschichte der Hochkulturen. Mit der Ausdehnung des römischen Reiches gelangten die Kenntnisse zur Herstellung und Verarbeitung gebrannter Ziegel bald in alle Winkel Europas und Teile Vorderasiens. Der Islam trug die Technik nach Nordafrika und Zentralasien, christliche Mönche verbreiteten sie in ganz Europa, und mit dem Buddhismus gelangte sie aus Indien nach Birma und Thailand. Ich möchte daher anregen, die Baukunst und Herstellungstechnik von Ziegeln von ihrer immateriellen Dimension her zu beleuchten. Der Backsteinbaukunst-Kongress in Wismar eignet sich meines Erachtens als Format, denn er hat mittlerweile eine jahrzehntelange Tradition und ist ein etabliertes Forum verschiedener Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Ich denke, dass diese Schwerpunktsetzung lohnenswert ist.

Prof. Dr. Ojārs Spārītis: Darf ich einhaken, kurz? Ja, das war richtig. Mir ist Ihre These über das Zitieren aufgefallen. Und schauen Sie mal, wie sich in 200 Jahren unser Verhältnis zu Zitaten geändert hat. Während des Klassizismus wurde das Zitieren von antiken Fassaden überhaupt nicht als Sünde empfunden, ebenso wenig im 19. Jahrhundert, während des Historismus. Es wurde zitiert, stilisiert, blieb aber trotzdem ein umgearbeitetes Material aus der Vergangenheit. Nach dem Zweiten Weltkrieg – nehmen wir das wiederhergestellte Warschau oder Danzig – war das Zitieren anders motiviert: Als Aufgabe der Wiedergeburt aus der Asche, als Aufbau von verlorengegangenen und deshalb wichtigen Symbolen der nationaler Identität. Wir sollen und wollen unsere verlorengegangenen Symbole zurückhaben – Wertsymbole und Klischees der Kultur, die uns wirklich zu einer Nation machen.

Mir gab der Vortrag zum *House of One* viel, in dem von muslimischer Kultur, christlicher Kultur und jüdischer Kultur gesprochen wurde. In der Planung des *House of One* wird Zitierung von traditionellen Sakralgebäuden vermieden, und es fordert von unserer Gesellschaft eine viel höhere Stufe des metaphorischen Denkens. Und dieses metaphorische Denken bestimmt ja auch und fordert eine gebildete Gesellschaft. Kommunikationsstufe und Völkerverständigung und Religionsverständigungsstufe sollen bei der Betrachtung des *House of One* sehr hoch sein. Und deshalb auch so eine Kommunikationsgesellschaft, die in Berlin wirklich vielschichtig und unterschiedlich ist. Da sollen wirklich alle die Momente wahrgenommen, und die Antworten auf sehr vielen Fragen sollen vorbereitet werden. Ich denke, moderne Architektur auf so hohem konzeptionellen Niveau ist wirklich so original, sodass sie direkte Zitate vermeidet. Und das ist auch ein Vorteil des 21. Jahrhunderts.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Vielen Dank, Herr Spārītis. Das könnten wir jetzt sehr breit diskutieren, aber das würde uns vom Backstein weit wegführen.

Man könnte sagen, dass viele Bauten, die heute nicht nur in Deutschland, sondern überall errichtet werden und die sehr schlicht aussehen, eigentlich wiedergekäute Bauhaus-Architektur sind. Die Bauhaus-Architektur ist bereits 100 Jahre alt. Das, was in Deutschland heute als Bauhaus-Architektur zu sehen ist, ist sehr ver-

einfacht. Ursprünglich waren die Bauten des Bauhauses differenziert. Anfänglich sind sogar symmetrische Häuser mit quadratischen Grundrissen errichtet worden. Daneben gab es Kollegen wie Hannes Meyer, der für seine Gewerkschaftsschule Ziegel einsetzte. Typologisch entsprang diese Schule aber Vorbildern des 19. Jahrhunderts. Deswegen: Formen zu zitieren ist das eine, und Typologien zu zitieren ist das andere. Das heißt, kompositorische Ordnungssysteme zu zitieren ist viel bedeutsamer, als die oberflächliche Erscheinung preiszugeben scheint. Deswegen kann man differenziert darüber diskutieren: Was ist ein Zitat?

Ist das Zitat nur das, was man auf der Oberfläche sieht? Oder ist es auch abstrakt strukturell? Oder ist es räumlich proportional und so weiter? Da gibt es viel mehr unterschwellige Parallelen, Wiederholungen und Transformationen, als das Wort Zitat an sich subsumiert.

Lassen Sie uns zur Frage zurückkommen, in welcher Weise Backsteine an sich, immanent, einer Logik unterliegen, die dann zu einer Verwurzelung mit einer Gemeinschaft führt; und wie das Material dann zu einer Ausdrucksform kommt.

Darüber hinaus gibt es konstruktive Herausforderungen, beispielsweise, wie große Spannweiten geschaffen werden können; dafür gibt es unterschiedliche Gewölbestructuren, die von der einen Kultur zur anderen unterschiedlich entwickelt werden. So gibt es das römische Gewölbe, das rechtwinklig zu den Wänden errichtet wird; und es gibt diagonal verlegte Bögen, wie sie die Nubier gebaut haben.

Es sind ganz unterschiedliche Vorgehensweisen, die aus unterschiedlichen technischen und materiellen Voraussetzungen entwickelt wurden. Diese spannende Diskussion erörtert die regionale Entwicklung von technischen, logischen Konstruktionssystemen, die dann zu dieser oder jener Ausdrucksform geführt hat.

Darüber haben Sie, Herr Arera-Rütenik, in den vergangenen Kongressen berichtet, inwieweit das zur Identität der heutigen Gesellschaft führt. Vielleicht wollen Sie dazu etwas sagen.

Dr.-Ing. Tobias Arera-Rütenik: Ich denke, es ist unbenommen – und wir haben das hier breit diskutiert –, dass durch die Einfachheit des Moduls es sich eben sehr, sehr vielgestaltig einsetzen lässt. Jede Kultur verwirklicht damit dann natürlich die gewohnten ästhetischen Vorstellungen.

gen. Wenn man sich beispielsweise arabischen Ziegeldekor anschaut, der in der Fläche einen Musterrapport bildet, dann finde zumindest ich mich schon auch ein wenig an das Knüpfen von Teppichen erinnert. Hier in der Georgenkirche ist es, im Kontrast dazu, die strukturelle Durchdringung der gotischen Gliederarchitektur. Was vereint das Ganze nun aber? Ist der Backstein nicht vielleicht auch so eine Art Archetypus des Bauens an sich? Wenn Kinder Bilder von einer Baustelle malen, dann werden da selbstverständlich Steine aufeinander gemauert. Man kommt durch den Backstein selbst und durch sein Fügen zu einer Art von Essenz der Architektur. Dies mit dem Entkleiden des Baus zu versinnbildlichen, ist ja auch im 19. Jahrhundert versucht worden. Wenn man sich beispielsweise in Samarra die viel älteren Backsteinmoscheen der Abbasiden anschaut, dringt auch hier eine sehr klare Kubatur nach außen, selbst wenn die Oberflächen einstmals möglicherweise mit flächigem Stuckdekor verkleidet waren. Vielleicht ist eben dieses Archetypische genau das, was, wie Sie, Herr Wang, gesagt haben, sich sozusagen automatisch mitteilt – eben genau dieses Archetypische, das der Backstein innehat und in verschiedenen Kulturen für den jeweils eigenen Ausdruck anwendbar macht. Und damit wären wir eigentlich gar nicht beim Zitat, sondern schließlich, um es mit den Worten Mies van der Rohe zu sagen, bei dem Urgrund dessen, was darunterliegt.

Dr. Ulrike Wendland: Ja, ich würde dem unbedingt zustimmen, dieser Archetypus des Bauens an sich. Ich glaube, da ist tatsächlich was dran. Und ich könnte mir vorstellen, dass die regional unterschiedlichen Ausprägungen auch mit dem anderen Material zu tun haben, das zum Backstein immer dazugehört, nämlich dem Mörtel und dessen Zusammensetzung und dessen Zuschlagstoffe. Ich glaube tatsächlich, dass das Vorhandensein oder die gute Verfügbarkeit von Pozzolana-Erde oder anderen Stoffen, die den Mörtel sehr viel schneller härter machen, als es hier zum Beispiel in Norddeutschland war, wo es ja manchmal so ist, dass der Mörtel Jahrhunderte braucht, bis er wirklich im tiefsten Inneren auch abgebunden hat, dass das natürlich auch eine Rolle spielt und sich ganz stark auf die Ästhetik und die Typologien und die Form auswirkt. Das hat ja auch mit Glück zu tun und mit Experimen-

tierfreude, dass man mit den Zuschlagstoffen auch experimentiert.

Und dann das Dauerthema des Entkleidens und Verkleidens, das wir ja heute auch mehrfach beleuchtet haben. Mich faszinieren die Anstriche, die auch inzwischen, also zum Beispiel in etlichen Kathedralbauten, nachgewiesen sind; dass man den Backstein angestrichen hat, dass man ihm aber wieder ein Fugenbild aufgemalt hat, was Materialsichtigkeit suggeriert. Das finde ich aus unserer heutigen Perspektive, an die wir uns ja nun alle gewöhnt haben, indem wir die Materialsichtigkeit lieben und die Verkleidung eher nicht so lieben, spannend. Das fasziniert mich fast am meisten, dass man Materialsichtigkeit suggeriert durch Bemalung. Man bleibt bei Verkleidung, aber man geht trotzdem auf diesen Archetyp der Konstruktion zurück. Und da habe ich keine Antwort darauf. Aber es fasziniert mich nicht erst seit heute.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Ich denke, da sind Sie nicht die Einzige – die Diskussion in der Architekturtheorie und in der Architekturgeschichtsschreibung ist über 250 Jahre alt. Wenn man darüber nachdenkt, dass viele Leute geschockt waren, als in Frankreich die Diskussion über die Polychromie ausbrach, wo einige Archäologen feststellten, dass die griechischen Tempel alle bemalt waren. Die ersten Touristen, also die Briten, Franzosen sowie einige Deutsche, die nach Athen kamen, waren von den scheinbar unbehandelten marmornen Strukturen begeistert. Man hat die griechischen Tempel als vollständig unbelassene, rein weiße Architektur idealisiert. Die frühen Dilettanten haben eben nicht richtig hingeguckt. Als die Tempel dann von den französischen Beaux-Arts-Studenten in ihren Zeichnungen nachkoloriert wurden, war der Skandal riesig.

Diese Frage der Polychromie betrifft auch die moderne Rezeption, weil die Bauhaus-Architektur zuerst größtenteils mit Schwarzweiß-Abbildungen verbreitet wurde. Da waren die Farben gar nicht präsent, die die Kollegen damals auch benutzt haben. Die Farbigkeit und wie die Oberflächen tatsächlich behandelt sind, das löste einen großen Schock aus. Ähnlich stark sind dann auch die Eindrücke, die die Besucher haben, wenn sie hier in das Kirchenschiff hineinkommen. Hier ist alles „entkleidet“, die Konstruktion ist direkt verständlich. Umso eindrucksvoller ist diese Architektur im Kontext der heutigen nüchternen, verkleideten Bauindustrie, sowie im Kontext der monochromen Geschichte.

Dr.-Ing. Tobias Arera-Rütenik: Was man in dem genannten englischen Beispiel aus Herrn Andrews' Vortrag und auch an anderen backstein-sichtigen Bauten sehr schön sehen kann, ist die Wiederverwendbarkeit und Reparaturfähigkeit dieser Architektur. Das ist ein wichtiger Punkt. Durch das gleiche, kleinteilige, vielfach wiederholte Modul gibt es die Möglichkeit, einzelne Backsteine kleinräumig zu ersetzen oder, umgekehrt, neue Architektur aus alten Ziegeln zu erschaffen. Das führt zur Frage der Bindemittel. Mit unseren modernen Bindemitteln ist das eher problematisch. Aber wir müssen diese Wiederverwendbarkeit in der Vergangenheit nicht nur in Großbritannien, aber auch dort, als eine Konstante sehen. Das ist etwas, was vor allem auch die rein materiellen Werte dieser Bauten auszeichnet. Vielleicht ist diese Reparierbarkeit und Wiederverwendbarkeit eine kulturelle Fähigkeit, die wir verloren haben? Ob diese zunächst ästhetische Beweggründe hatte oder nicht, ist dabei meines Erachtens eine andere Frage. Es zeigt sich aber allenthalben, dass Bauteile vielfach wiederverwendet wurden, seien es nun Dachziegel, Backsteine oder größere Elemente. Wir kennen dieses Phänomen beispielsweise aus der Spätantike und dem Frühmittelalter in allen Gegenden, in denen die Römer nennenswerte Bausubstanz hinterließen.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Wir stehen heute weltweit vor der Herausforderung, viel mehr zu recyceln, egal ob es sich um einzelne Elemente, wie Ziegelsteine, oder Gebäudeteile handelt. Es gibt einige Kolleginnen und Kollegen, die heute intensiv an diesem Thema arbeiten. Man denke an das Bürogebäude für die Europäische Union in Brüssel, das mit recycelten Fenstern ausgestattet ist. Wie gehen wir zukünftig mit dem Bauschutt um? In Deutschland hat der Bauschutt einen gewichtsmäßigen Anteil am gesamten Müll von 55 Prozent! Darüber hinaus nimmt die Zahl der Deponien ab. Wir können nicht weiterhin Dinge einfach so abreißen. Wir müssen uns überlegen, wie wir Teile wiederverwerten – und zwar nicht in Richtung Downcycling, sondern im echten Sinn des Recycling, also auf der gleichen Qualitätsstufe, wie das nachzunutzende Material ursprünglich eingesetzt wurde. Es gibt Firmen, die sich mit diesem Thema intensiv befassen, um zu überlegen, inwieweit neue Ziegelsteine aus Bauschutt hergestellt werden können, sodass auch eine 1:1-Wiederverwertbarkeit gewährleistet ist.

Dr. Steffen Skudelny: Ich denke, das ist auch ein Aspekt, der uns zunehmend beschäftigen wird – als Architekten und auch als Denkmalpfleger. Wenn diese Ziegeleien dann geschlossen haben, welche Spezialisten sind dann in der Lage, Elemente herzustellen, die wir brauchen, um gewisse Probleme baulicher Art zu lösen? Die Gesamtumweltbilanz von Bauten ist ein Thema, das im Moment sehr stark diskutiert wird. Denkmale stehen sehr oft in der Kritik, weil sie mutmaßlich eine höhere Nutzungs- bzw. Gebrauchsenergie haben.

Ehe die Steine jetzt in den Recyclingprozess kommen, möchte ich einfach noch einmal darauf hinweisen, dass es Erhebungen gibt, die besagen, dass ich ein historisches Durchschnittsgebäude 125 Jahre heizen kann, mit mehr Energie als ein vergleichbares Niedrigenergiehaus, ehe ich die Produktion und Entsorgung des Niedrigenergiehauses ausgeglichen habe. 125 Jahre hält kein Niedrigenergiehaus! Wenn wir mit Ressourcen und Materialität umgehen, ist es längst an der Zeit – das gilt eigentlich für alle Materialien – die Entstehungsenergie und Entsorgungsenergie genauso zu bewerten wie die Verlaufsenergie, die während der Nutzung des Gegenstandes gebraucht wird. Ich glaube, damit könnte man eine ganze Menge Probleme lösen. Ich will ein Randexample noch einmal ganz kurz benennen, da wir vorhin von Reparaturfähigkeit sprachen. Wir haben uns sehr stark eingesetzt beim Wiederaufbau in den Flutgebieten an der Ahr, wo Gebäude aller Typen gleiche schreckliche Erlebnisse über sich ergehen lassen mussten. Starre Gebäude sind vielfach eingestürzt, aber was ganz faszinierend war – Holzbauten, also Fachwerk-Konstruktionen, die ja oft mit Ziegel ausgefacht sind, haben elastischer reagiert. Das Gefach flog raus, das Wasser ging durch, auf der anderen Seite passierte das gleiche, und es ist gar kein so großer Schaden entstanden und es ist sehr reparaturfähig. Ich erwähne das auch, weil ich so faszinierend finde, dass die Menschen in der Region in den letzten Jahrzehnten alles daran gesetzt hatten, so scheint es, das zu verstecken, was sie haben. Bei diesem Fluteignis wurden Massen an Denkmalen freigespült, die vorher gar keiner inventarisiert hatte, weil sie eben hinter irgendwelchen Verkleidungen versteckt waren. So viel einfach nochmal zu ein paar Nebeneffekten, die ich aber sehr faszinierend finde, in dem täglichen Umgang, den wir in der Praxis mit der Bausubstanz haben.

Dr. Ramona Dornbusch: Die Geschichte des ältesten künstlichen Baumaterials ist eine sehr erfolgreiche. Was die Baumeister der Frühzeit und des Mittelalters an ihm schätzten, ist auch heute gefragt: Der Ziegel lässt sich universal einsetzen, er überzeugt durch Langlebigkeit, Wandelbarkeit und Widerstandsfähigkeit. Auch im Sinne der Nachhaltigkeit ist der Ziegel ein besonderer Baustoff, gerade für die Denkmalpflege, die sich ja als Paradedisziplin der Nachhaltigkeit versteht. In diesem Zusammenhang möchte ich gern noch auf eines hinweisen: Die Wiederverwendung historischer Baustoffe ist sinnvoll und heute geboten. Genauso wichtig ist es aber, im Blick zu behalten, dass es auch Menschen geben muss, die die traditionelle Herstellungs- und Handwerkstechnik beherrschen und ausführen können. Darauf müssen wir als Gesellschaft achten und diese traditionellen Techniken bewahren. Die historischen Bauwerke haben dabei große Bedeutung, da sie diese Techniken aus sich heraus vermitteln können und diese an ihnen nachvollziehbar sind. Und da möchte ich noch einmal auf die Glindower Ziegelei, über die wir eingangs sprachen, zurückkommen – diese ist vom Markt abhängig. Da kommt es sehr auf die Bereitschaft an, traditionelle Ziegel zu beauftragen und dafür auch einen entsprechenden Preis zu bezahlen. Aus diesem Grund möchte ich noch auf das traditionelle Handwerk hinweisen. Es ist wichtig, dieses am Leben zu erhalten und durch qualifizierte Fortbildungsformate weiter zu vermitteln.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Ja, Frau Dornbusch, Sie haben mit Ihrem Statement gerade angefangen mit der knallharten Marktsituation. Und wenn man die Kosten der Entsorgung von Bauschutt betrachtet, dann sind diese nicht hoch genug für den Eigentümer. Das muss ich hier ganz deutlich sagen. Natürlich gibt es viele, die jetzt sagen, ach, schon wieder eine Regulierung und wieder eine Bürokratie-Schicht extra. Aber es ist tatsächlich so, dass es bei den vielen Hybridstoffen gewisse Rückstände gibt, die man nicht entsorgen kann. Man denke an PVC-Fenster oder Aluminium-Verkleidungspaneele, die aus Schaumstoff, Kleber und Eloxaten bestehen. Bauherren möchten mit diesen Problemen nichts zu tun haben. Die Folgekosten für die Umwelt sind natürlich nicht im Kaufpreis inkludiert. Wenn man aber jetzt sagen würde, fairerweise müssten auch die Folgekosten inkludiert werden, dann wären die traditionellen Materialien wieder wettbewerbsfähig.

Dr.-Ing. Tobias Arera-Rütenik: Das geht ja mit den realen Transportkosten noch weiter. Ich würde gerne noch einmal auf das Handwerk zurückkommen. Es betrifft ja nicht nur die Denkmale, dass durch die Industrialisierung des Bauens Handwerkerinnen und Handwerker eigentlich nur noch vorproduzierte Fertigteile montieren. Im Ergebnis geht damit auch die Wertschätzung des gesamten Berufszwei-



ges verloren. Und schließlich ist heute auch die ganze Bauproduktion sehr monodirektional. Es wird geplant, dann wird es zur Ausführung weitergegeben, dann wird es ausgeführt. Das Handwerk selbst spielt bei Planung oder Fertigung des Bauens auch nicht mehr wirklich eine aktiv gestaltende Rolle auf Augenhöhe. Und damit geht natürlich insgesamt unser Handwerkswesen nieder. Die Rückbesinnung auf wenige traditionelle, aber überaus vielfältig einsetzbare Materialien, wie den Backstein, auch jenseits der Denkmalpflege, auch jenseits traditioneller Handwerkstechniken, würde davon profitieren, wenn es wieder eine Aufwertung des kreativen Beitrags des Handwerkes gäbe (und umgekehrt). Das kann durch Deindustrialisierung, Regionalisierung von Stoffkreisläufen sowie durch die erwähnte realistische Abbildung der Kosten gelingen und, vor allen Dingen, mit einem Wechsel von der Kurzfrist- zur Langfristsperspektive. Ich kenne kaum ein Kunststofffenster, das länger als 25 Jahre im Einsatz wäre. Und welchen „Gefallen“ wir uns jetzt gerade mit noch vielfach verwendeten kunststoffbasierten Wärmedämmverbundsystemen tun, werden wir in wenigen Jahrzehnten sehen. Im Unterschied dazu gewährleisten Handwerkstraditionen durch langfristig gespeichertes Bauwissen eine gewisse Dauerhaftigkeit. Und das ist auch ein Aspekt, der eine nachhaltige und ökologische Dimension beinhaltet.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Die Frage der regionalen Kreislaufwirtschaft wird schon seit einigen Jahren weitläufig diskutiert. Die Auswirkungen, die für eine regionale Baukultur entstehen, sind vielfältig und würden auch Regionen wieder auf gewisse Traditionen zurückführen. Ich bin sicher: Mit einer Stärkung der regionalen Kreislaufwirtschaften kommen wir zu einem nachhaltigen Wirtschaften und damit auch zu einer nachhaltigen Kultur.

Dr. Ulrike Wendland: Ja, daran möchte ich gleich anschließen. Es gibt ja inzwischen – und so habe ich auch das letzte Beispiel vom *House of One* gelesen, wenn ich es richtig verstanden habe – doch deutliche Tendenzen wieder zum robusten Bauen. Also dass mit weniger Haustechnik und von vornherein auch mit einer schon mitgedachten Adaptionsfähigkeit und Umbaufähigkeit an Bauten herangegangen wird. Ich denke beispielsweise an Bauten des 19. Jahrhunderts, die, wenn nicht gerade eine Bombe reinfällt oder selbst wenn eine Bombe reinfällt, so wie in München in die Pinakothek, die so robust und reparierbar und umbaubar sind und trotzdem nie ihre Würde und ihre Baukultur verlieren. Und es ist ja gerade auch die Architektur des 19. Jahrhunderts, die im Grunde so eine Brückenfunktion hat. Sie hat manchmal sogar mehr Robustheit als, sagen wir mal, die Barockarchitektur. Aber sie greift



Foto: Eiko Wenzel

zurück auf die robuste Architektur des Mittelalters, aber schon mit industriellen Verfahren der Baustoffproduktion und des Transportes. Und sie haben nach einem, in manchen Regionen Europas sogar zwei Weltkriegen gezeigt, dass sie wieder aufbaubar und dass sie auch modern nutzbar sind.

Prof. Dr. Wilfried Wang: So habe ich das Beispiel vom *House of One* verstanden, dass durch Masse und Robustheit manche Dämmnotwendigkeiten entfallen.

Es gab in den 1990er-Jahren die Faszination für Doppelglasfassaden, die mindestens 60 Zentimeter tief sein mussten. Das heißt im Prinzip 60 Zentimeter Luft, die umgewälzt, gekühlt oder erwärmt werden muss. Das sind im Prinzip die 60 Zentimeter, die man auch mit 60 Zentimetern eines robusten Materials hätte ausstatten können. Mit anderen Worten – die Stärke einer Außenhaut ist je nach Region relativ konstant. Die Frage war schon damals, warum man der Auffassung war, dass es fortschrittlicher sei, eine Doppelglasfassade zu errichten, wenn diese viel Energie benötigt, um ein komfortables Innenleben zu ermöglichen.

Dr. Ramona Dornbusch: Auf zwei Aspekte möchte ich noch hinweisen: Die Anpassungsfähigkeit oder Adaptierfähigkeit ist eine ganz kostbare Eigenschaft des Backsteins und macht ihn gewissermaßen resilient.

Ihr hoffnungsfrohes Zeichen würde ich gern gleich aufnehmen und eine Beobachtung mit Ihnen teilen. Zunehmend werden die Fördervoraussetzungen – ich spreche jetzt von der Denkmalpflegeförderung von Bund oder Deutscher Stiftung Denkmalschutz – an Nachhaltigkeitskriterien geknüpft, z. B. an Reparaturkultur oder die Wiederwendung historischer oder nachhaltiger Baustoffe. Auch aus den Wissenschaften, der Architektur und dem Handwerk gründen sich Initiativen, die sich für Baukultur einsetzen und den Brückenschlag zur zeitgenössischen Architektur suchen.

Und als einen weiteren wichtigen Aspekt möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass bei allen Berechnungen zu Energiebilanz und Klimaeffizienz zu einer ehrlichen Betrachtung auch die positive Ökobilanz von Bestandsbauten gegenüber Neubauten einbezogen werden muss. Und da stehen wir mit unseren Denkmälern immer auf der Haben-Seite.

Prof. Dr. Ojārs Spārītis: Ich möchte gerne zwei kleine Thesen zusammenbringen. Das Fehlen sichtbarer Spuren des Handwerks ist bei der stilisierten Bauweise kein Wunder. In der Technischen Universität Riga steht auf der Wand des Architekturstudios die Inschrift von Mies van der Rohe: „Weniger ist mehr“. Deshalb ist auch die Gesamttendenz – Stilisieren, abstrakte geometrische Formen ziehen – dominierend. Beim *House of One* werden wahrscheinlich religionspolitische Gründe und auch ideologische Zwecke verfolgt, sodass der Lakonismus und Minimalismus zu rechtfertigen ist. Warum hat das *House of One* absichtlich stilisierte geometrische Formen? Um auf keinen Fall die Architektur der traditionellen Religionen und Konfessionen assoziativ zu wiederholen und auf keinen Fall zu konkreten Gedanken zu zwingen. Unter den heutigen Umständen, da wir auf der Basis von Unterschieden von Religionen soziale Konflikte erleben, sollten wir mit dem *House of One* glücklich sein, alle drei unterschiedlichen Religionen unter einem Dach beherbergen zu dürfen und zu können. Und damit zu hoffen, mit diesem sozialen Experiment zu einer sozialen Völkerverständigung beitragen zu können.

Unter der Druck der wachsenden Rolle der Informationstechnologien, von Künstlicher Intelligenz, wird auch das Handwerk mehr und mehr digitalisiert. Und da es weniger Aufträge von modernen Bauunternehmen gibt, die traditionelle Handwerksberufe fördern, droht das traditionelle Handwerk zu verschwinden. Ich hoffe, dass Konferenzen wie unsere für die Notwendigkeit der traditionellen Bereiche im Handwerk sensibilisieren – nicht nur für die Denkmalpflege, sondern auch für den Neubau.

Dr. Ramona Dornbusch: Da würde ich gern einhaken und den Bogen zu meinem Eingangstatement schlagen und anregen, die immaterielle Dimension der Ziegelherstellung bzw. der Backsteinbaukunst in den Blick zu nehmen. Das ist keine Initiative der Landesdenkmalpflege, sondern das immaterielle Kulturerbe wird durch das Engagement seiner Trägergemeinschaften am Leben erhalten. Wissen und Können werden praktisch angewendet und an die nächsten Generationen weitergegeben. Eine Befassung wäre meines Erachtens lohnenswert und würde neben den Besonderheiten und der Nachhaltigkeit des Baustoffes auch das Bewusstsein für die Herstellungstechnik und die Baukunst schärfen.

Dr. Steffen Skudelny: Ich kann vielleicht noch einmal einen Aspekt aufgreifen, der mir immer wieder auffällt. Es ist tatsächlich so: Geeignete Handwerker sind relativ schwer zu finden – nicht, weil sie nicht gut ausgebildet sind, sondern weil sie in ihrer Alltagspraxis die Anwendung nur noch sehr selten haben. Wenn man jetzt aber auf den Denkmalbereich guckt, muss ich sagen, dass in vielen Regionen natürlich immer wieder die gleichen Handwerker für die qualitativ hochwertigeren Leistungen genutzt werden. Und die können das auch.

Wir versuchen sehr stark in dem Bereich Unterstützung zu bieten, indem wir einerseits Handwerker Ausbildung für die Denkmalpflege durch Stipendien fördern, auf der anderen Seite gelungene Beispiele, zum Beispiel durch den Handwerkerpreis, auszeichnen. Das klingt alles schön, und es freut mich auch jedes Mal sehr, es ist immer wunderbar, wenn man so eine Veranstaltung hat. Aber es ist ein lächerlich geringer Prozentsatz, wenn man auf die Fläche guckt. Wir sind sozusagen in einer wunderbaren Kirche auf der Bühne der Torte unterwegs.

Darum möchte ich noch einmal sagen, es gibt in Deutschland so ein bisschen den Bruch zwischen denen, die sich mit der historischen Substanz, mit dem wertvollen Kulturgut auseinandersetzen, hin zu denen, die die Gegenwart prägen und jetzt bauen. Die Chance, die ich im Augenblick sehe, ist das, was ich vorhin sagte: Wenn begriffen wird, dass – egal, was wir herstellen – die Herstellung, die Nutzung und die Entsorgung nicht auf Kosten der Gesellschaft absolviert werden dürfen, sondern auf Kosten dessen, der es tut. Dann würde vieles sehr viel besser funktionieren, und dann würden wir uns mit der traditionellen Bautechnik und in unseren schönen Ergebnissen, die ich da sehe, sehr stark auch, glaube ich, Arm in Arm mit der modernen Architektur befinden. Denn die Ausdrucksform, auch im Handwerk, kann ja ganz, ganz anders sein als in der Tradition. Das wünsche ich mir sogar, damit es auch übermorgen noch Denkmale gibt.

Prof. Dr. Wilfried Wang: Danke, Herr Skudelny. Ich denke, dass wir ein sehr rundes Panorama mit unseren Ausführungen gebildet haben. Ich glaube, dass wir in Bezug auf Denkmale eine Bewusstseinswende brauchen, die davon ausgeht, dass wir es nicht mit isolierten Objekten der Geschichte zu tun haben, sondern dass Geschichte ein Kontinuum bis in unsere Zeit bildet.

Denkmale sind ein konstitutiver Bestandteil einer Kultur; sie bilden die kulturellen Werte. Wenn wir das begreifen, und nicht den Unterschied zwischen zeitgenössisch und historisch machen, sondern Kultur als ein Kontinuum verstehen, in dem Schichten für Schichten hinzugefügt werden, dann gewinnen wir auch ein anderes Bewusstsein dafür, was gestern, was vor 20 Jahren, vor 200 Jahren entstanden ist, weil sie alle zum Teil unserer Identität werden.

Wenn wir das aber nicht begreifen, wenn wir bei der jetzt verbreiteten Auffassung verharren, dass das, was alt ist, entsorgt werden kann, dann ist es eben für ein Denkmal auch schon der erste Schritt in die Deponie.

Das falsche Verständnis von Geschichte als eine Reihung von isolierten Erscheinungen ist sowohl in der Architekturgeschichtspädagogik begründet, wie auch in der Haltung der Studierenden, die in die Geschichtsvorlesungen kommen und nichts über die langweilige Vergangenheit erfahren wollen, sondern die wissen wollen, was der nächste Trend ist, damit man sich als nächsten Le Corbusier vorbereiten kann. Das ist der Drang vieler Architekten und Architektinnen, vieler Architektur-Studierenden, der genauso krank ist, wie der Drang derer, die ein neues universelles Baumaterial, ein neues Bausystem entwickeln wollen. Denn dieses universelle Baumaterial gibt es schon seit langem: Das ist der Backstein. Wir brauchen deswegen eine Bewusstseinswende, die in viele Bereiche eingreifen müsste, zuerst natürlich in unserem Verständnis von Kultur als Kontinuum und dass wir Teil dieses Kontinuums sind.

Vielen Dank für Ihre Beteiligung, vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Mit dem Einverständnis der Beteiligten wurde die Diskussion aufgezeichnet. Der Mitschnitt wird hier wiedergegeben, lediglich akustisch unverändliche Passagen wurden überarbeitet.



18. INTERNATIONALER KONGRESS
BACKSTEINBAUKUNST
18. - 20. SEPTEMBER 2019 IN DER KATHEDRALE